

zu werfen in die Geschichte der Raumkonzepte und -theorien. Auch die Begriffsgeschichte wird verständlich erläutert, grundlegende Differenzierungen aufgegriffen. Als gewinnbringend erweisen sich ergänzende Quellen, die im Internet zur Verfügung gestellt werden. Im weiteren Verlauf weist Rau nach, warum historische Raumforschung doch neu ist und wie bzw. warum sich der historische Blick auf räumliche Aspekte veränderte – und einen Erkenntnisgewinn verspricht.

Im zentralen Kapitel wird schließlich der Aufbau einer historischen Raumanalyse beschrieben, dabei die wichtige Funktion der Fragestellung gebührend gewürdigt. In Unterkapiteln erklärt Rau die Unterschiede zwischen Raumformationen, Raumdynamiken, Raumwahrnehmungen und Raumpraktiken. Das ambitionierte Vorhaben der analytischen Trennung überzeugt weitgehend, besticht durch präzise Formulierung und sinnvolle praktische Hinweise. Allerdings erweisen sich raumtheoretische Vorkenntnisse als Vorteil – was man nur bedingt der Autorin zur Last legen kann.

Sabine Rau ist eine Einführung in die historische Raumforschung gelungen, die mit wenigen Redundanzen auskommt, welche zudem an keiner Stelle stören. Erstmals liegt mit „Räume“ eine Zusammenstellung wesentlicher Informationen auf dem Gebiet der historischen „Analyse räumlicher Dimensionen der Gesellschaft“ (so Raus etwas sperriger Alternativvorschlag zum Begriff Raumforschung) vor. Das ist neu. Und sehr hilfreich.

---

*Michael Borgolte*, Stiftung und Memoria. Hrsg. v. *Tilman Lohse*. (StiftungsGeschichten, Bd. 10.) Berlin, Akademie 2012. VII, 445 S., € 79,80.

// DOI 10.1515/hzhz-2015-0103

---

Bernd Schneidmüller, Heidelberg

Die Wissenschaft braucht Stifter und Stiftungen. Lange Jahre, bevor dies angesichts knapper öffentlicher Kassen klar wurde und bevor man staatliche Universitäten zu Stiftungsuniversitäten weiterentwickelte, hatte Michael Borgolte bereits die Stiftungen als umfassendes soziales Phänomen in der Geschichte entdeckt. Seit den 1970er Jahren entfaltete er dieses Thema beharrlich und mit innovativer Kraft. Zuletzt gelang beim European Research Council die Einwerbung des großen Projekts FOUNDMED, das durch interkulturelle Vergleiche die Bedeutung von Stiftungen in mittelalterlichen Gesellschaften erforscht.

Dieser Band versammelt 18 Aufsätze und dokumentiert damit die aus mehreren Perspektiven gebahnten Zugänge Borgoltes. Am Anfang steht ein ausgearbeitetes Referat vor Frankfurter Rechtshistorikern, das die ältere juristische Beschäftigung mit Stiftungen als Resultat disziplinärer Spezialisierung des 19. Jahrhunderts überwand und für einen umfassenderen Zugriff warb. Borgolte bezeichnete ihn damals noch als sozialgeschichtlich; wenige Jahre später konnte man die Methode kulturwissenschaftlich nennen. Anfangs ließ sich Borgolte von der in Freiburg und Münster blühenden Memoria-Forschung und insbesondere von Oexles Vorstellungen über das Miteinander von Lebenden und Toten leiten. In diesen Rahmen gehörten Studien zu kirchlichen Gedenkstiftungen, zu Grabmälern als Gedächtnisorten oder zum herrscherlichen Stiftungshandeln.

Im epochalen Differenzieren von der Antike zur Neuzeit wurden bald besondere Profile mittelalterlichen Stiftens und vor allem die lateineuropäische Formierung von Universitäten als Neuanatz erkannt. So bahnte sich Borgolte in der wissenschaftsgeschichtlichen Relativierung der bisherigen Memoria-Forschung eigene Wege zu weiteren Kontexten. In grundsätzlichen Beiträgen machte er klar, dass es ihm nicht mehr um bloße Erinnerung, sondern um die Spannung von Dauer und Vergänglichkeit und um die Freiheit des Willens als anthropologische Leitmuster ging. Wie bei allen großen Entwürfen verschmirkelte der Zugriff auf eine „totale Geschichte“ pointillistische Fülle bisweilen zum Holzschnitt. Doch nur so gelangen wirklich weiterführende Thesen: von der engen Verwandtschaft des Stifters und des Historikers (S. 59), die das forschende Subjekt in das Gespräch mit seinem Thema einbindet; von der Existenz von Stiftungen „in vielen Gesellschaften, vielleicht in allen Hochkulturen mit Schriftlichkeit“ (S. 385), die zwangsläufig zur Provinzialisierung Europas führen musste; von der Endlichkeit aller menschlichen Zukunftsfürsorge, die auf variierende Akzeptanz im Himmel und auf Erden vertrauen muss.

Diese Aufsatzsammlung, ergänzt um ein Verzeichnis der in der Schriftenreihe bisher erschienenen Bände, macht die Spannweite deutlich, die Borgolte mit seinen Forschungen über Stiftung und Memoria von der anfänglichen Überwindung rechtlicher Reduktionen bis zur mutigen Erprobung transkultureller Vergleiche absteckte.

Die Beschäftigung mit der Spätantike bildet zweifellos ein besonders stark gewachsenes Gebiet der Forschungen der letzten Jahrzehnte. Trotz effizienter digitaler Hilfsmittel werden gut strukturierte Handbücher nach wie vor gerne herangezogen, um mit den Grundlagen vertraut zu werden und Überblick zu bekommen. Alexander Demandt verdanken wir eines dieser Handbücher, den 1989 erschienenen Band „Die Spätantike“ im „Handbuch der Altertumswissenschaft“ des Verlages C. H. Beck: 2007 ist die zweite, bearbeitete und erweiterte Auflage dieses Werkes erschienen. Dort wird auch die Geschichte der Deutung der Epoche behandelt, freilich nur kurz, denn Demandt hat 1984 – als Ergebnis gewissermaßen seiner Vorarbeiten – ein Buch publiziert, in dem er ausgegliedert vom Handbuch darlegt, wie nach breiter Lektüre seine Perspektivierung der Epoche zustande gekommen ist, nämlich als eine Antwort auf die Frage nach dem Untergang Roms. Die Erklärungen dafür gliederte er in 6 Typen (so auch heute) und 210 Faktoren (heute 227), für einen Rezensenten aus Oxford ein bizarres und krasses Produkt positivistischen Sammelns von Urteilen über das Zustandekommen des Endes Roms, das unverständlicherweise die Ehre einer Buchpublikation erhalten habe. Die meisten Leser haben das freilich deutlich positiver gesehen. Karl Christ, der Nestor der Wissenschaftsgeschichte der Althistorie, hat in dieser Zeitschrift (HZ 240, 1985, 641–647) seinen akademischen Schüler – nicht ohne Kritik zwar – ausführlich gewürdigt und dabei der ungewöhnlichen Arbeitsleistung den verdienten Respekt gezollt. Da es kein Handbuch der Spätantike gibt, das sich ausführlich der fundamentalen Frage stellt, wie wir zum Bild dieser Epoche kommen und gekommen sind, ist Demandts nun wieder zugängliches Buch für alle an Wissenschaftsgeschichte Interessierten ein unverzichtbarer Begleitband zu seinem nach wie vor wichtigen Handbuch. Die nun vorliegende Neuauflage übernimmt den Text von 1984 und fügt den einzelnen Abschnitten Ergänzungen hinzu (S. 625–639), die einer Einleitung folgen, in der Demandt sich kurz mit einigen kritischen Urteilen über sein Werk sowie der Entwicklung der Diskussionen über die Spätantike auseinandersetzt. Die verarbeitete Literatur ist in einer ergänzenden Liste beigefügt (S. 685–691). Das Register ist nicht neu gemacht worden, aber da die Anhänge überschaubar sind, stört das kaum. Die neue Auflage leistet ihren Dienst;